

Die Zukunft ist ein Flop

Der Regisseur Timofej Kuljabin, einer der talentiertesten Vertreter einer jungen Generation russischer Theatermacher, wählt für seinen Regiezugriff häufig Texte aus dem klassischen Repertoire, um auf diese einen neuen Blick zu eröffnen. In der Inszenierung „Nora oder Ein Puppenhaus“ werden die Figuren fast ausschliesslich das digitale Wort verwenden, per Handy, Tablet und Computer, ganz so, wie es unserem gegenwärtigen Alltag der polyphonen Kommunikation entspricht. Die Dramaturgin Amely Joana Haag fragte den Ökonomen Hannes Grassegger nach seiner Einschätzung unserer Kommunikation in der Zukunft und was Henrik Ibsen wohl dazu gesagt hätte.

Wenn Ibsen geahnt hätte, dass 140 Jahre, nachdem er „Nora oder Ein Puppenhaus“ geschrieben hat, unsere alltägliche Kommunikation derartig anders funktioniert, dass ein Theaterregisseur sein Stück fast ausschliesslich per digitalem, nicht mehr per gesprochenem Wort auf die Bühne bringen wird, hätte er das sicher kaum glauben können. Denken Sie, dass in den kommenden 140 Jahren abermals eine dermassen rasante Entwicklung stattfinden kann?

Sehr gute Frage! Denn sie verweist auf das Verschwinden als eigentlichen Kern des Fortschritts. Ibsen könnte ja erstmal völlig enttäuscht sein davon, wie wenig sich eigentlich entwickelt hat. Er starb 1906, damals gab es Trams, Autos, erste Telefone, ein weltweites Echtzeit-Kommunikationsnetzwerk via Telegraf. Zürich vom Bahnhof aus sah aus wie heute (bis auf das Coop-Propositorium). 1888 erscheint erstmals der Science-Fiction-Roman „Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 auf das Jahr 1887“ und im deutschen Vorwort dazu steht, dass es ja „heutzutage“ eigentlich nicht mehr möglich sei, überhaupt noch Science-Fiction zu schreiben. Für derart fortgeschritten hielt man sich damals bereits und derart ausgemalt schien die Zukunft.

Wo sind denn die Luftschlösser, die Marskolonien, die uns versprochen wurden, oder Isaac Asimovs humanoide Roboter? Es gibt sie nicht, die Flugtaxis, die sich die deutsche Digitalministerin herbeisehnt, und die fliegenden Skateboards aus „Zurück in die Zukunft“. Die Zukunft ist ein Flop. Das würde Ibsen denken.

Auf den zweiten Blick aber würde Ibsen vieles nicht mehr wiederfinden: den Smog, der zu seiner Zeit der Industrialisierung Europa plagte, eine ganze Menge Krankheiten... Ibsen würde Mühe haben, Stenotypisten für seine Briefe aufzutreiben. Lauter Berufe wären verschwunden. Viel Bargeld wäre weg, ebenfalls das Dreiklassenwahlrecht. Wir Menschen neigen dazu, uns die Zukunft bildlich vorzustellen. Das ist falsch. Wir müssen sie systemisch denken. Eher aus gesellschaftlichen Wünschen heraus. Und wir müssen uns „Fortschritt“ als kalte, neutrale Weiterentwicklung vorstellen. Richtung Paradies und genauso Richtung Hölle.

In dem Inszenierungskonzept von Timofej Kuljabin verschwindet das gesprochene Wort. Es gibt nur noch Zeichen. Jetzt gerade scheint das total Sinn zu machen. Unsere Gegenwart ist obsessiv mit Eingabegeräten als Verbindung zum mehr oder minder neuartigen Internet. Die Leute rennen auf der Strasse ineinander, weil alle in ihre Smartphones tippen. Alle sind am Datenerfassen, überall. Ich sehe aber das Gegenteil kommen. Wir sind bereits an einem Wendepunkt. Wir beginnen mit den Maschinen, den Netzwerken zu sprechen, über Siri, Amazons Sprachbox Alexa und so weiter. Und sie antworten. Unser Grundgefühl: Tippen nervt. Die Interfaces also müssen verschwinden. Erst verschwanden die Tastaturen vom Natel, nun bald die Mobiltelefone. Damit verschwinden auch die vorderhand sichtbaren Zeichen. Die ganzen Textnachrichten auf Screens und so weiter.

Durch die Mobiltelefonproduktion sind Sensoren sehr billig geworden. Künftig wird unsere Umgebung sensorisiert. Das beginnt mit sowas wie smarten Kühlschränken, Temperatursensoren im Toaster, Smart-TV, Autos mit Sensoren. Und das wird weitergehen. Die Kaffeetasse soll spüren, wann ein Refill benötigt wird im Restaurant. Dadurch findet ein Verschmelzen herkömmlicher physischer mit neuer digitaler Realität statt. Die Umgebung hört uns und kann antworten. Die Welt wird zum Flatscreen. Sie sprechen einfach los, an jedem Ort, völlig ohne Gerät und als Google-Kunde beispielsweise würde Ihnen Google antworten und an manchen Flächen etwas anzeigen. Das Netz wird dadurch körperlich. Und unsichtbar. Das Internet an sich als Begriff wird verschwinden.

Ein kleiner Beleg für die These: Apple konnte sein iPhone X, das teuerste der Geschichte, nicht mehr erfolgreich platzieren. So viel ist den Leuten das Interface nicht mehr wert. Der Höhepunkt des Smartphone-Kultes ist überschritten. Die Geräte sind am Ende.

In Timofej Kuljabins Inszenierung werden die Zuschauer polyphon verfolgen können, wie die SchauspielerInnen in ihren verkörperten Figuren die jeweiligen Texte per SMS tippen, verbessern, verwerfen, senden oder zunächst nur speichern, wann sie antworten, ob sie überhaupt antworten, wie hastig oder besonnen ihre Hände jeweils tippen und so weiter. Auf dieser Ebene lässt sich trotz der verschiedenen Räume auch viel erzählen über Emotionen und Beziehungen. In

Ihrem Buch „Das Kapital bin ich“ schreiben Sie treffend über unsere digitale Leibeigenschaft: „Mein digitales Ich, das sind meine Gedanken (E-Mails), meine Gefühle (emoticons), meine Affekte (Twitter), meine Beziehungen (Facebook), meine Geschäftsbeziehungen (Xing).“ Wem also gehört das digitale Wort, wo hört unsere Innenwelt auf und wie unmerklich befinden wir uns längst im Aussenraum?

Ich zitiere in meinem ultrakapitalistischen Pamphlet „Das Kapital bin ich“ den postkommunistischen Ökonomen Franco Berardi, einen Medientheoretiker. Dessen These ist, dass der Kapitalismus zuerst den Aussenraum erobert und vermarktet hat und nun dabei ist, den Innenraum zu erobern. Das heisst: unsere Gedanken, Gefühle, Körperzustände. Wenn sie diese kennen, dann können sie ja wissen, welche Produkte sie mir anbieten können, zu welchem Preis. Und auch welche politischen Kandidaten. Das ist das neue Kapital. Weil das vorher unsichtbare Innenleben nun potenziell wertvolle Ware ist, wird das alles sozusagen „gefördert“, also nach aussen geholt, „gedrillt“.

Das würde Ibsen sicher total überraschen: was alles sichtbar geworden ist. Was wir heute alles verraten über uns, was der norwegische Gentleman im 19. Jahrhundert nicht einmal seinem Pfarrer anvertraut hätte. Hier sieht man eine andere wichtige Tendenz des Fortschritts:

dass informelle Vorgänge formalisiert werden, zu Produkten werden. Früher erzählte man sich die Neuigkeiten, später druckte man Zeitungen.



Daher sprechen wir vom Ende der Privatsphäre: Unser Innenleben ist zum Produkt geworden. In der jetzigen Phase gehören all diese Daten dem, der sie erhebt. Die Unternehmen haben uns Plattformen gegeben, wir dürfen sie nutzen, aber die Früchte dieser Arbeit gehören uns nicht. Wir greifen hunderte Male am Tag auf irgendwelche digitalen Services zu, füttern ständig irgendwelche Datenerfassungsdienste – Facebook fragt ja wirklich wörtlich „What’s on your mind?“ – und müssen dazu die Nutzungsbedingung akzeptieren, dass uns diese Daten nicht gehören. Sowa wie Fitbit, also diese Fitnessstracker, dafür zahlen wir heute Geld! Früher nannte man das „elektronische Fussfessel“ und es war eine Strafe.

Wir haben mittlerweile dank der EU-Datenschutzverordnung ein paar Rechte bekommen, beispielsweise unsere Daten zu erfragen, auf Anfrage löschen zu lassen oder uns Kopien geben zu lassen. Aber im Prinzip gilt, dass wir in einer Art digitalen Leibeigenschaft stecken.

Foto: Sebastian Magnani



Google und Co lesen automatisiert unsere Mails, werten sie aus, nutzen diese Informationen als Produkt. So kamen die grössten Reichtümer in der Menschheitsgeschichte zusammen. Als mein Buch in der ersten Ausgabe vor vier Jahren erschien, habe ich mal die Cashbestände der Handvoll grössten Silicon-Valley-Firmen zusammengerechnet. Apple, Alphabet, Facebook ... wie viel ist in deren Hosensack? Das war damals etwa eine Billion Dollar. Zur zweiten Auflage habe ich das aktualisieren müssen. Die gleichen Unternehmen halten jetzt 2,4 Billionen Dollar in ihrer Portokasse.

Nora oder Ein Puppenhaus

von Henrik Ibsen / Regie Timofej Kuljabin

Mit Christian Baumbach, Fritz Fenne, Giorgina Hämmerli, Ilona Kannewurf, Lisa-Katrina Mayer, Isabelle Menke, Anja Elisabeth Rüegg, Nico-Alexander Wilhelm

Premiere 16. November, Schiffbau/Box

Unterstützt von der Schaefer AG



Inszenierungseinblick 9. November, 19:00–20:30
Treffpunkt Schiffbau/Foyer

Theaterlabor 24. November, 13:00–17:00
Treffpunkt Schiffbau/Foyer

Theater im Gespräch zu „Nora oder Ein Puppenhaus“ & „Ich weiss nicht, was ein Ort ist, ich kenne nur seinen Preis“, 19. Dezember, 19:00–20:30
Treffpunkt Schiffbau/Foyer

Backstage-Pass für Organisationen und Läden, die sich für hörbehinderte und gehörlose Menschen engagieren. Termin im Monatsspielplan November

Hannes Grassegger (1980) ist Ökonom und Autor. Er arbeitet als Reporter für Das Magazin. Seine Texte behandeln die Frage der Autonomie des Individuums im digitalen Zeitalter. Weltweit bekannt wurden seine Enthüllungen zu Cambridge Analytica (2016, mit Mikael Krogerus) und Facebooks Zensurapparat (2017, mit Till Krause & Julia Angwin). Grasseggers Digitalisierungsreportagen erscheinen auch im SZ-Magazin, The Guardian, Reportagen, Internazionale und Pro Publica. 2018 ist Grassegger Swiss Fellow am Wilson Center in Washington D. C. Am 10. Juli 2018 erschien die überarbeitete Neuauflage seines Digitalpamphlets „Das Kapital bin ich“.